Darbys

Prophylactic Fluid.

Ein Hauswirthschafts-Gegenstand für allgemeinen Familiengebrauch.

Es merzt Malaria aus.

Gegen Scharlach und typhöse Fieber, Diphtherie, Speichelfluß, Halsgeschwüre, Pocken, Masern und alle ansteckenden Krankheiten. Wer Kranke gebrauchen, Gelbes Fieber ist damit geheilt worden, nachdem das schwarze Erbrechen stattgefunden hatte.

bedenk sollte es reichlich gebraucht. Fieberende und kranke Personen erquickt und Bundliegen verhütet durch Baden mit „Darbys Fluid."

Unreine Luft unschädlich gemacht u. gereinigt. Gegen schlimmen Hals ein sicheres Heilmittel.

Ansteckungsstoff zerstört.

Gegen erfrorene Füße, Frostbeulen, Hämorrhoiden, aufgesprungene Haut 2c.

Rheumatismus geheilt.

Welcher, welcher Teint durch den Gebrauch des „Fluids" erlangt.

Schiffsfieber verhütet.

Zum Reinigen des Athems und Säubern der Zähne ist es unübertrefflich.

Katarrh geheilt und gehellt.

Rose geheilt.

Brandwunden auf der Stelle gelindert.

Narben verhütet.

Ruhr kurirt.

Wunden rasch geheilt.

Ich habe das „Fluid" während unserer jetzigen Scharlachfieber-Heimsuchung mit entschiedenem Nutzen angewendet. Es ist für das Krankenzimmer unentbehrlich. — Wm. F. Sandford, Cyrie, Ala.

Storbut kurirt.

Ein Mittel gegen thierische oder Pflanzengifte, Stiche 2c.

Pocken und Pockennarben verhütet.

Ein Mitglied meiner Familie befam die Pocken. Ich wendete das „Fluid" an; der Patient verfiel nicht in Fieberhitze, bekam keine Pockennarben, konnte nach etwa drei Wochen wieder umhergehen, und die Anderen im Hause blieben verschont. — J. W. Parkinson, Philadelphia.

Diphtherie verhütet.

Die Aerzte hier gebrauchen Darbys „Fluid" mit großem Erfolge bei Diphtherie.
A. Stollenwerk, Greensboro, Ala.

Flechte ausgetrocknet.

Cholera verhütet.

Geschwüre gereinigt und geheilt.

Bei Todesfällen sollte der Leichnam damit behandelt werden; es wird jeden widerlichen Geruch verhüten.

Der ausgezeichnete Arzt Dr. J. Marion Sims, New York, sagt: „Ich bin überzeugt, daß Prof. Darbys Prophylactic Fluid ein werthvolles Desinfectirungsmittel ist."

Scharlachfieber geheilt.

Vanderbilt Universität, Nashville, Tenn.: Ich bescheinige die hohe vortrefflichen Eigenschaften von Prof. Darbys „Prophylactic Fluid." Als Desinficirungs- und Reinigungsmittel ist es sowohl theoretisch wie praktisch vorzüglicher als andere bekannte Mittel. — R. L. Lupton, Prof. der Chemie.

„Darbys Fluid" wird empfohlen von:
Hon. Alexander H. Stephens, Georgia;
Rev. Chas. F. Deems, Fremdling-Kirche, N. Y.;
Prof. Le Conte, Columbia Universitätsprof., S. C.;
Rev. A. J. Battle, Prof. Mercer-Universität;
Rev. Geo. F. Pierce, Bischof M. Episc.-Kirche.

Ritchens unthwendig für jeden Haushalt. Vollkommen unschädlich. Zu innerlichem oder äußerlichem Gebrauch für Menschen und Vieh.

Daß „Fluid" ist gründlich erprobt worden und wir haben Beweise vollauf, daß es alles das bewirkt was hier von ihm behauptet wird. Zur vollständigeren Auskunft lasse man sich bei seinem Apotheker ein Exemplar der Broschüre geben oder wende sich behufs ein die Eigenthümer,

F. W. Zeilin & Co., Fabrikirende Chemiker, Philadelphia.

KIDNEY-WORT

Das große Heilmittel für

Rheumatismus

sowie auch für alle die schmerzlichen Krankheiten der Nieren, der Leber und des Magens.

Es reinigt den Körper von dem bitteren Gifte, welches die schrecklichen Schmerzen verursacht die nur von Rheumatismus Leidenden gewürdigt werden können.

Zu tausenden von Fällen

der schlimmsten Art dieser furchtbaren Krankheit haben die Opfer schnelle Erleichterung und bald gründliche Heilung gefunden.

Preis $1.—Flüssig oder trocken. Von Apothekern verkauft. In trockenem Zustande per Post versendbar. (6e)

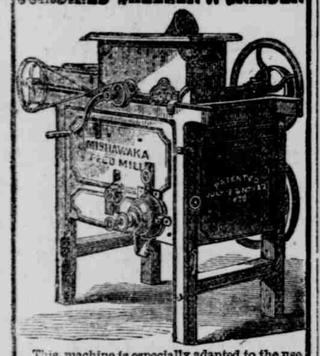
Wells, Richardson & Co., Burlington, Vt.

Wirkt gleichmäßig auf Nieren, Leber und Magen.

KIDNEY-WORT

Ruhe nicht, das Leben geht schnell vorüber. $66 per Woche, Ausstattung $5 00 unentgeltlich, kein Risiko, Kapital nicht nothwendig. Wir liefern Alles. Viele machen ein Vermögen. Frauen sowohl wie Männer, Knaben und Mädchen. Man wende sich an H. Hallett & Co., Portland, Maine.

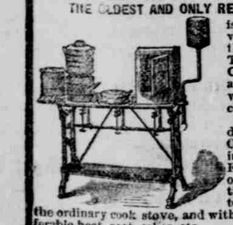
MISHAWAKA COMBINED SHELLER & GRINDER



This machine is especially adapted to the use of FARMERS and STOCK FEEDERS. It is capable of shelling and grinding twenty bushels per hour, with four to six horse-power, and can be run by water, steam or horse-power. The grinding plates are of crystallized iron, and cost $4.00 a pair. Send for Circular giving full description.

ST. JOSEPH M'F'G CO., MISHAWAKA, IND.

THE HULL VAPOR COOK STOVE, THE OLDEST AND ONLY RELIABLE,



is the only device of its kind that has stood THE TEST OF YEARS, and earned universal public commendation. Does every description of Cooking, Washing, Ironing, Fruit Canning, or other domestic work heretofore done by the ordinary cook stove, and without its insufferable heat, soot, ashes, etc.

FOR SUMMER USE THEY ARE INDISPENSABLE.

Reliable Agents wanted in unoccupied territory. Address,

HULL VAPOR STOVE CO., Seneca Street, cor. Champlain, Cleveland, Ohio.

OLD BLANCHARD CHURN

Five sizes made for Family Dairies. Five sizes for Factory use. Perfect stock and the best work. Strong, simple, efficient, convenient and durable. They continue to be

THE STANDARD CHURN OF THE COUNTRY.

TRY ONE.

Send for full Descriptive Circulars to

PORTER BLANCHARD'S SONS, CONCORD, N. H.

$72 per Woche kann, wer fleißig ist, zu Hause machen. Das beste Geschäft. Kapital nicht nöthig. Männer, Knaben, Frauen und Mädchen können das Geschäft ausüben. Kein anderes Geschäft bezahlt so gut. Ausstattung frei. Schnell und ehrenhaft Geld zu machen. Man wende sich an True & Co., Augusta, Maine.

Tara.

Der Oberst Taylor hat uns eine Reihe von Erzählungen hinterlassen, die ausnahmslos den Zweck haben, indische Anschauungen zu charakterisiren. Als Erzieher und Vormund eines jungen vaterlosen Radschah lebte er lange, abgeschlossen von dem unmittelbaren Verkehr mit seinen englischen Landsleuten, mitten unter dem Volke und hatte stetig Gelegenheit, dessen Art genau zu beobachten, zumal er der Hindubevölkerung ein Vertrauen einflößte, wie es ein Fürst, so nannte man ihn, selten thut. Das ihm eigene feine Verständniß für fremdländisches Sein kam seinen literarischen Arbeiten zu Gute. Eine der ersten Früchte dieser fleißigen Umschau war die Erzählung Tara, ein werthvolles Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert, aus dessen Inhalt wir hiermit Folgendes mittheilen:

Die Heldin des Romans ist Tara, eine junge Wittwe. Nach damaliger indischer Anschauung verdiente eine Frau nur als Gattin eines Mannes die Achtung und Liebe ihrer Mitmenschen; blieb sie unvermählt oder ward sie Wittwe, so behandelte man sie im 17. Jahrhundert, und mochte sie auch noch so gut und liebenswerth sein, als ein unnützes Glied der Gesellschaft, als ein Wesen, das kein Recht hatte, zu existiren. Die Sorge, daß ein Mädchen unvermählt bleibe, erwachte bald nach seiner Geburt in den Herzen der Eltern. Eifrig suchten sie nach einem passenden, ebenbürtigen Manne, einem Manne, dessen Horoskop zu dem ihrer Tochter stimmte, und hatten sie einen gefunden, so veranstalteten sie alsbald die Hochzeit. Der Verfasser läßt seine Heldin, und wir können sicher sein, daß er in dieser Beziehung mit wissenschaftlicher Sachkenntniß verfährt, im siebenten Jahre heirathen, während er von einer anderen jungen Dame von brahmanischem Geblüt erzählt, daß sie vierzehn Jahre alt gewesen sei, aber von ihren Verwandten für zwölfjährig ausgegeben wurde, weil sie sonst alle Hoffnung auf ihre Vermählung und somit jegliche Aussicht auf eine erträgliche Lebensstellung hätte fahren lassen müssen.

„Tara ward Wittwe, erzählt der Verfasser, aber noch immer trug sie ihre gewöhnliche Kleidung, das kostbare, mit reicher Goldstickerei gezierte Savi und das seidene Mieder, dessen bis zum Ellbogen reichende Aermel vom Obergewande nicht bedeckt wurden. Ein Gürtel von Gold, schwere Spangen um Hand- und Fußgelenke kennzeichneten sie als die Tochter eines reichen Brahmanen und melodisch erklangen die kleinen Fußglöckchen bei jedem ihrer Schritte. Aber ihre Eltern wußten nur zu gut, daß sie ihr die Stunde nicht ersparen konnten, die sie dieser Zeichen einer geachteten Stellung entkleidete. Früher oder später mußten sie mit ihr in den Tempel irgend einer heiligen Stadt, Benares, Nassuk oder Pundschur gehen und ihr dort von Priestershand den entehrenden Stempel der Wittwenschaft aufdrücken lassen. Ihr schönes Haar, ihre vollen Flechten fielen dann unter der unbarmherzigen Scheere und wurden verbrannt. Ihre reizende Tracht, ihre Juwelen und ihr Goldschmuck wurden ihr genommen und man gab ihr dafür ein grobes weißes Tuch, in das sie ihre zarten Glieder zu hüllen hatte. Kein Wunder, daß die zärtlichen Eltern, die sich an Taras Schönheit so oft mit Entzücken weideten, jene verhängnißvolle Ceremonie von Tag zu Tag hinausschoben. Eine einzige Möglichkeit gab es, sie zu vermeiden: Tara konnte eine Murti, eine Priesterin werden; aber war sie dann besser daran? Wir werden sehen. Jedenfalls gehörte dazu eine Art Berufung durch die Gottheit und diese trat ein.

Taras Vater war ein Diener der Gemahlin Sivas, der Göttin Durga, Kali, Bhowani oder Tuldscha genannt. Im Tempel zu Tuldschapur in Dekan, seiner Heimathstadt, stand ihr Abbild aus schwarzem Marmor mit Augen aus funkelnden Rubinen geziert, die in dem engen dunkeln, mit Lampen und Weihrauchdunst erfüllten Raum ihres Heiligthums unheimlich leuchteten. Und diese Gestalt erschien der jungfräulichen, unablässig über ihre traurige Zukunft nachgrübelnden Wittwe im Traum und verhieß ihr, sich ihrer anzunehmen. „Sie war schön, sehr schön", erzählte sie in großer Erregung ihrer Mutter; sie legte die Hand auf mein Haupt und sprach: „Tara diene mir! In dieser Vision, die im natürlichen Zusammenhange mit dem Sinnen und Denken ihrer hülfesuchenden, kummerbelasteten Seele stand, sah sie, so wie ihre Eltern, ein außerordentliches Zeichen der „heiligen Mutter", so nannte man die Göttin. Der Glaube an die Möglichkeit einer unmittelbaren Eigebung überirdischer Wesen war damals wie heute noch in allen Hindus mächtig, und so wanderte Tara, eine Offenbarung erwartend, an der Seite ihrer Mutter zur geweihten Cisterne, die aus dem Maule einer steinernen Kuh mit Wasser aus einem heiligen Quell gespeist, eine sündenreinigende Kraft auf die Badenden ausübt. Und während ihr Vater, der Vyas Schastri, sich dem Zuge der anderen Brahmanen und Priester anschloß, die barfüßig und mit nackter Brust unter Gesang, Cymbelnschall und Flötentönen das Heiligthum mit heiligem Feuer und Opfergaben umgingen, brachte Tara allen vier Theilen der Erde Wasserspenden dar.

Der Sonne weihte sie drei Trankopfer und nach einer kurzen Hymne aus dem Veda betete sie zur Göttin Tuldscha: „Heilige Mutter, thue mit mir nach Deinem Willen, ziehe mich zu Dir oder lasse es; gieb mir Aufgaben Dir zu Ehren; nur verstoße mich nicht. Siehe, ich nahe mich Dir!" Dann stieg sie in das wunderthätige Wasser. Die Mutter ließ sie gewähren und bemühte sich, als sie mit triefendem Gewande wieder zu ihr trat, ihr die feuchten Enden ihres Saris, so gut es ging, auszuringen. Staunend sah sie, daß jenes kühle Bad weder die Gluth ihrer Wangen, noch den fieberhaft leuchtenden Glanz ihrer Augen gemildert hatte und freudigen Herzens nahm sie diese Zeichen eines stark überspannten Nervensystems für einen Beweis höherer Inspiration, und mit dem Jubelruf: „Dschey Kali, Sieg der Kali!" ergriff sie ihre Tochter an der Hand und eilte mit ihr der Prozession entgegen. Sonst hatte sich Tara stets scheu und ehrfurchtsvoll dem Ende des Zuges angeschlossen; heute stellte sie sich an dessen Spitze und fiel mit lauter melodischer Stimme und, in lebhafter Bewegung die Arme hebend und senkend, in den Gesang ein. Ihr Vater bemerkte die nassen Gewänder. „Sie ist rein", sagte er, „sie ist vorbereitet, dem Rufe der Göttin zu folgen. Sie wird von einer Macht getrieben, der wir nicht Einhalt zu bieten vermögen."

Staunend sahen die Brahmanen, ohne ihre Prozession zu unterbrechen, Tara's Thun. „Störet sie nicht", flüsterte der Vater ihnen zu, „die Göttin erschien ihr heute Nacht." Dies Wort genügte und alle ließen sie gewähren.

Der Verfasser erzählt nun, wie der Gedanke, daß Tara eine Auserwählte der Göttin sei, nach und nach die ganze Priesterschaft und das gaffende Volk ergreift, und wie dadurch die vorher Verachtete zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wird.

Tara wurde eine Priesterin; aber dem Fluch der Wittwenschaft war sie dadurch noch nicht entgangen. Freilich war von einem Abscheeren der Haare und von dem Anlegen eines unschönen Trauerkleides nicht mehr die Rede. Der Tempeldienst erforderte im Gegentheil eine prächtige, augenfällige Kleidung. Es war fortan Tara's Pflicht, sich Tag für Tag festlich zu schmücken. Aber auf Rosen ward sie keineswegs gebettet. Ein indisches Sprichwort, das noch heute im Volksmunde lebt, sagt: „Eine Frau wird in ihrer Kindheit von ihrem Vater, in ihrer Jugend von ihrem Gatten, in ihrem Alter von ihrem Sohn beschützt; aber das Weib, das ihren eigenen Weg wandelt, entbehrt jedes Schutzes."

Der Stand der Priesterinnen setzte sich zu der Zeit unserer Erzählung zum größten Theil aus sogenannten Murlis oder Tänzerinnen zusammen, die in den Tempeldienst getreten und sich der mystischen Ceremonie, die Verheirathung an einen Dolch oder ein Schwert unterworfen hatten. Leider berichtet uns Taylor nicht den Hergang einer solchen Vermählung. Er sagt nur, daß sie zwar als Symbol einer Vereinigung mit der Gottheit galt, aber dennoch befremdenderweise die betreffende Braut nicht in eine höhere, sondern in eine tiefere Stellung hinabdrückte. Die Murlis wurden allgemeie mit Geringschätzung behandelt, obwohl sie Dienerinnen der heiligen Mutter waren. Der Grund hiervon lag wohl darin, daß sie von vornherein mit dem Fluch der Gattenlosigkeit behaftet waren, denn natürlich suchten nur solche Mädchen und Frauen im Tempel Schutz, die keinen Mann besessen oder den ihrigen verloren hatten. Ihr neuer Beruf, das Tanzen und Singen vor dem Gottesbilde, gab sie den Blicken der Männerwelt preis, verleitete sie, sich zu schmücken, und trieb sie nur zu oft der Sünde in die Arme. „Siehst du die Murli?" sagte die erhabene Frau zu ihrer Tochter. „Berühre ihr Gewand nicht, sie ist unrein."

Dann aber gab es vereinzelt andere Priesterinnen, die sich streng abgesondert hielten von der Schaar der Tänzerinnen, die aber, sobald sie zu ihnen herabsanken, ebenfalls an einen Dolch vermählt wurden und somit ihre Kaste verloren. Der Verfasser unserer Erzählung zeichnet uns mit scharfen Strichen den Unterschied zwischen reinen und unreinen Priesterinnen, indem er neben seine Heldin Tara die Murli Gnuga stellt, die voll Neid und glühendem Haß zu der neuerwählten Tempeldienerin aufschaut und vor keiner Intrigue zurückschreckt, um ihren Ruf zu untergraben. „Bei der heiligen Mutter! Sie soll nicht bleiben, was sie ist! Sie — eine Wittwe! — bildet sich ein, sich über uns erheben zu können."

Tara kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß sogar in der unmittelbaren Nähe der Göttin eine Frau, die ihren Gatten verloren habe, ungeschirmt sei. Es wurde ihr klar, daß man ihr die Vortheile einer geachteten Stellung nie gewähren werde, und so faßte sie in einem Augenblicke höchster Verzweiflung den Entschluß, ihrem Gatten in den Tod zu folgen. Sich an die Priesterschaft wendeud, erklärt sie in der Angst ihres Herzens: „Ich bin eine Waise und eine Wittwe; ich habe hier hinieden nicht einen Menschen, der mich beschützen könnte — ich stehe ganz allein. Und beständig diesen Anfechtungen ausgesetzt zu sein, ist schlimmer, als tausendfältiger Tod. Die heilige Mutter ruft mich zu sich; ich kann sie mit meinem Gebet nicht mehr zu mir herabziehen; sie sieht mir fern, aber sie winkt mir; und ich folge ihr! Laßt mich sterben im Feuer, auf daß ich endlich glücklich werde!"

Die Priester vernahmen diesen Entschluß mit großem Beifall. Sie preisen ihn mit lauten Lobsprüchen; denn ein solches Sühnopfer gilt als eine den Göttern wohlgefällige That. Befreit sie doch den verstorbenen Gatten aus der Hölle! Blumenguirlanden werden geholt und Tara wird feierlich zur „Suti" gekrönt.

Wann die Sitte der Wittwenverbrennung zuerst in Indien Eingang gefunden, ist nicht nachzuweisen. Das Gesetzbuch des Manu enthält nur einfache Vorschriften über diesen Fall; es verlangt nicht jene übertriebene, qualvolle Asketik, die in späteren Jahrhunderten und auch noch zum Theil im 17. Jahrhundert stattfand. „Nach dem Tode des Mannes," so heißt das daselbst verzeichnete Gebot, „lebe die Frau einfach und keusch unter der Vormundschaft ihres ältesten Sohnes oder des nächsten Verwandten ihres Mannes bis zu ihrem Tode. Wenn sie wieder heirathet, wird sie vom Himmel, in dem ihr erster Gatte lebt, ausgeschlossen. Auch die Vedas gebieten den Wittwen nicht, dem Gatten in den Tod zu folgen. Nach Dunker geben die Griechen die ersten Andeutungen von dem Vorhandensein dieser grausamen indischen Sitte; sie erzählen, daß es bei den Rhattia und einigen anderen Stämmen für die Wittwe ein Ehrenpunkt sei, sich mit der Leiche des Mannes zu verbrennen.

Im 17. Jahrhundert hatte diese Sitte den Stempel der Nothwendigkeit verloren; es wurde nicht von der Frau gefordert, ihr Leben gewaltsam zu beschließen, sobald sie Wittwe geworden. That sie es aber aus freiem Antriebe, so ward sie als Heilige gefeiert und ihr Name fortan mit abgöttischer Ehrfurcht genannt. Tara's Stellung wurde durch die Erklärung, daß sie zum Feueropfer, zum Suti, bereit sei, mit einem Schlage umgewandelt.

Weder bei der Einführung in ihren neuen Beruf, noch im Verlauf der heiligsten Handlung, bei der sie als Priesterin fungirte, ward sie mit so vielen Ehrenbezeugungen überhäuft, wie jetzt. Sie ward mit Blumenguirlanden geschmückt, in Weihrauchwolken gehüllt, Brahmanen nahmen sie in ihre Mitte und sangen Loblieder zu ihrem Preise. Die Tempelhöfe füllten sich mit Menschen, welche laut das „Dschey Tuldscha Mata!" ihr zuriefen, ihr Blumen vor die Füße streuten, sie um ihren Segen baten und sich glücklich schätzten, wenn es ihnen gelang, den Saum ihres Gewandes mit ihren Händen zu berühren. In der Mitte eines breiten Sandbettes in der Nähe des Flusses errichteten geschäftige Hände den Scheiterhaufen, indem sie Baumstämme über einander legten und einen viereckigen Holzstoß bildeten, der an den Seiten durch schlanke Pfosten gestützt ward. Dann gossen sie Oel auf die Stämme und bedeckten sie mit orangefarbigen, hochrothen und weißen Flaggen und Wimpeln, von allen Seiten kamen Hindus, Männer und Frauen, herbei und schmückten das Gerüst mit Tausenden von Blumenkränzen, auf daß auch sie bei dieser Gelegenheit das Wohlgefallen der an Opfergaben sich freuenden Götter erregten.

Als Tara, in einer Sänfte getragen, Blumen ausstreuend, inmitten der Priester erschien, betete man zu ihr wie zu einer Göttin. Auch die Brahmanen neigten sich vor ihr, gossen Trankspenden vor ihr aus, bestrichen ihr die Stirn mit heiliger Farbe und schmückten sie mit frischen Kränzen. Dann umwandelte sie mit ihnen, nach alter Sitte, dreimal den Holzstoß, ehe sie ihnen ihre Juwelen einhändigte, und dann schickte sie sich an, die roh behauenen Stufen zu ihrem Sterbelager emporzusteigen. Emporblickend sah sie oben auf der mit Weihrauchpulver bestreuten, ölgetränkten Holzplatte ein von farbigen Kissen und Decken aufgeschichtetes Bett, auf dem eine Puppe — das ungeschickte Abbild eines Mannes — lag, welches Taras verstorbenen Gatten darstellen sollte. Es war ein phantastisches, grauenerregendes Schreckniß, und im Angesicht des ihr in so grausamer Weise bereiteten Hochzeitslagers, auf dem sie zur letzten Ruhe gebettet und durch Feuersqual geläutert mit ihrem Gatten vereinigt werden sollte, erbebte die jugendliche Wittwe und brach ohnmächtig zusammen.

Es war nicht die Absicht des Verfassers, seine Heldin auf dem Scheiterhaufen sterben zu lassen. Er gab der Geschichte eine glückliche Wendung durch die rechtzeitige Einmischung eines mohamedanischen Khans, der Tara dem Einfluß indischer Priesterschaft entrückte und ihrer Wittwenbedrängniß — durch seine Vermählung mit ihr ein freundlicheres Ende bereitete, als sie sonst genommen haben würde. (Rundschau.)

Eine sensationelle Freisprechung in Rußland.

Großes Aufsehen erregt gegenwärtig in der Hauptstadt des russischen Reiches die Freisprechung einer Verbrecherin, der Tochter eines Stadtraths, welche angeklagt und überführt war, an einem armen Kutscherjungen einen Raubmordversuch begangen zu haben. Man ist verblüfft über dieses Urtheil, Erinnerungen an den ähnlichen Ausgang des Processes Wjera Sassulitsch tauchen auf und die näheren Umstände, die bei dem Verhör zur allgemeinen Kenntniß kommen, geben zu trüben Betrachtungen Anlaß, die in einem petersburger Berichterstatter einen beredten Interpreten finden. Julie Ostrowljewa gehörte den besseren Ständen an und hat eine leidliche Erziehung im Hause ihrer Eltern genossen. Sie studirte an einem der bestehenden Gymnasien für Mädchen und galt dort als eine sehr ehrgeizige und begabte Schülerin. Ein mißglücktes Examen benahm ihr jede weitere Lust zum Studiren, sie trat in die Welt hinaus, wollte selbstständig sein und sich selbst ernähren. Sie wird zuerst Corrector für eine Druckerei, findet aber diese Beschäftigung geistttödtend, wenig einträglich und greift dann zur weiblichen Handarbeit. Aber auch bei uns vermag das Nähen von Kleidern und Wäsche nur die bescheidensten Bedürfnisse zu decken und so griff Julie im Suchen nach einer aufregenden und einträglichen Lebensbeschäftigung an Stelle der Nadel zum — Peitschenstiel. Sie verschaffte sich ein Darlehen, kaufte Pferde, Schlitten und Droschken, miethete Knechte und wurde selbst ein Iswoschtschik (Kutscher). Die Ostrowljewa ist heute ein 29jähriges Mädchen mit regelmäßigen Gesichtszügen, hübschen ausdrucksvollen Augen, die ab und zu des schmachtenden Ausdrucks nicht entbehren. Das Haar trägt sie wohl kurz geschoren, aber im Uebrigen zeigt sie ein, wenn auch entschiedenes, so doch bescheidenes Benehmen, das am allerwenigsten eine Raubmörderin vermuthen läßt. Ihr stark entwickelter Körper befähigt sie zu der schweren Arbeit, die sie so gern verrichtet. Sie striegelt ihre Pferde, wäscht Schlitten und Droschken, kocht für ihre Knechte und Genossen das Mahl, besucht mit diesen die schmutzigsten Schänken, trinkt Wodka mit ihnen aus demselben Glase und ißt mit ihren Knechten aus derselben Schüssel. Als der Richter sie fragte, warum sie, das Mädchen aus gutem Hause, ein solches Gewerbe ergriffen, antwortete sie stolz: „Ist denn das ein Gewerbe? Das ist ja nur ein Vergnügen." Dieses Vergnügen betreibt sie natürlich in Männerkleidern. Sie geht als Iswoschtschik gekleidet, im langen schmierigen Armjak, unten den Schafpelz, die Pluderhosen in die rothen, mit Thran geschmierten Stiefel gesteckt, die fettglänzende Pelzmütze auf dem kurzgeschnittenen Haar — kurz Julie Ostrowljewa ist ein männlicher Iswoschtschik wie er leibt und lebt. Ihre Mußestunden füllt sie mit Lectüre und Musik aus. Sie ist bei Puschkin und Lermontow ebenso zu Hause, wie in der schmutzigen und bluttriefenden Roman-Literatur, die hier eben so blüht und vom Volke viel gelesen wird, wie in anderen Residenzstädten. Julie liebt die Musik, und nicht nur jene, an der sich halb betrunkene Fuhrleute und verkommene Handwerker ergötzen, sie weiß auch die Concertmusik guter Sorte zu schätzen. Eine ihrer ehemaligen Freundinnen, die Hofschauspielerin Ogarewa, die bei Gericht als Zeugin vernommen wurde, schildert Julie Ostrowljewa als eine zwar sehr excentrische, aber doch auch „charakterfeste" und „überaus geistreiche" Person. Sie sei auch im Guthun excentrisch und im Stande, für einen Genossen oder eine Freundin große Opfer zu bringen; doch sei auch ihre Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit stets unberechenbar gewesen. Ist Julie vielleicht eine Nihilistin? Es scheint nicht, denn sie hat sich niemals mit politischer oder socialer Propaganda beschäftigt, und alle bei Gericht vorgeladenen Zeugen versichern, niemals dergleichen von ihr vernommen zu haben. Einige wollten Julie auch in Gesellschaft liederlicher Personen gesehen haben, doch sie selbst, darüber befragt, behauptet, daß dies sehr selten und nur dann der Fall gewesen sei, wenn sie Lust nach gutem Schnapps, Champagner und Leckerbissen verspürt habe. Im Uebrigen habe sie an der Lebensweise dieser verächtlichen Personen niemals Antheil genommen. Die Richter gaben sich alle Mühe, die Motive aufzuhellen, welche die Ostrowljewa zum Raubmorde veranlaßt haben mochten. Die Lectüre der schaudererregenden Criminal-Romane mit den geheimnißvollen Mordthaten, welcher Julie in der letzten Zeit huldigte, bot keine ausreichende Erklärung. Auf die Frage, ob sie sich nicht eines Ereignisses erinnere, das in ihrem Innern eine vollständige Umwälzung hervorrief — erzählte sie, daß ein Knecht aus purer Bosheit einem ihrer Lieblingspferde die Hälfte der Zunge abgeschnitten habe. Das habe sie zum tiefen Haß und zur unversöhnlichen Verachtung gegen die menschliche Natur gebracht. Schließlich zweifelte man schon an der Zurechnungsfähigkeit der Ostrowljewa und übergab sie dem Nikolaispital zur Beobachtung, aber die Aerzte erklärten, daß das Mädchen nicht wahnsinnig und jeder Handlung, die es begehe, vollkommen bewußt sei. Eben so seltsam wie diese Person ist auch der Thatbestand des Verbrechens, das sie im Verein mit einem ihrer Knechte begangen.... Am 29. August 1881 gegen 11 Uhr Abends stand der 22jährige Iswoschtschik Sawin mit seiner Droschke an einer Ecke des Newsky-prospects.

Julie Ostrowljewa und ihr Knecht Hudin traten an ihn heran und miethete ihn für zwanzig Kopeken zu einer Fahrt bis zur Brücke Troizky. Dort angelangt, stiegen jedoch die Beiden nicht ab, sondern beredeten den Sawin, die Fahrt um einen Rubel bis nach Staraja-Derewnaja fortzusetzen. An diesem Orte eingetroffen, verlangten wieder Julie und Hudin, Sawin solle sie über Lachta nach dem Newsky-Prospect zurückführen, wofür sie ihm zwei Rubel fünfzig Kopeken zahlen wollten. Während der Fahrt hatte Hudin mehrfach Gespräche mit Sawin angeknüpft und ihn unter Anderem auch gefragt, wie viel Geld er heute schon verdient hätte. An einer menschenleeren Stelle angelangt, versetzte der Knecht Juliens dem Sawin mit irgend einem stumpfen Instrument einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf, in Folge dessen diesem die Mütze vom Hinterkopf flog. Der nur halb betäubte Kutscher sprang vom Bock, Hudin ihm nach und es entspann sich zwischen ihnen ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf um ein paar Rubel, eine Schindmähre und eine schlechte Droschke. Und was that die Ostrowljewa dabei? Sie sah zuerst mit verschränkten Armen und kaltblütig dem Kampfe zu, so lange sie meinte, daß ihr Knecht mit dem Burschen fertig würde. Erst als die Balgerei zweifelhaft wurde und Hudin seiner Herrin zurief: „Was stehst Du da und gaffst! Hilf mir doch den Kerl kalt machen!" ergriff sie Sawin bei den Haaren und dann erst gelang es, ihn unter fortgesetzten Kopfhieben zum Fall zu bringen. „Schlag ihn todt! Hau ihn bis zu Tode!" rief Julie einüber das andere mal, und als Sawin kein Lebenszeichen mehr von sich gab, sagte sie: „Gott Lob, er ist verendet." Hierauf entkleideten sie den Unglücklichen, nahmen ihm, was er hatte und schleppten ihn dann abseits vom Wege. Hudin und Julie setzten sich auf die Droschke und fuhren nach Hause. Doch Sawin war nicht todt, sondern nur betäubt. Alsbald erholte er sich von seiner Ohnmacht, machte die Anzeige — und das wieder aufgefundene, mittlerweile verkaufte Gespann führte nach langem Suchen auf die Spur der Raubmörder. Beim ersten Verhör gestand Julie die That, aber alsbald verlegte sie sich auf's Läugnen. Ihr Knecht Hudin gab den Thatbestand zu, nur behauptete er, Sawin habe den Angriff begonnen und er habe daher nur aus Nothwehr das Seinige zur Selbstvertheidigung gethan. Man berief eine ganze Reihe von Zeugen, deren Aussagen nachwiesen, das Hudin und die Ostrowljewa das Gefährt Sawin's verkauft haben und aus der widerspruchsvollen Vertheidigung der Angeklagten ergab sich ganz zweifellos das Vorhandensein eines Verbrechens. Trotzdem verneinten die Geschworenen die Thatsache des Raubanfalles, wie die direct gestellte Schuldfrage.

Die Richter waren genöthigt, Beide freizusprechen und aus der Haft zu entlassen.... Das Interesse, welches dieser Fall verdient, geht weit über die vorübergehende Aufregung hinaus, die der nächstbeste sensationelle Criminalfall zu erzeugen pflegt. Oder regen nicht Charakter und Lebenslauf der Attentäterin zum trüben Nachdenken über den Zustand und die Zukunft der russischen Gesellschaft an? Eltern aus den besten Gesellschaftskreisen lassen ihr Kind so aufwachsen, daß dieses dem Hause und der Schule ohne Weiteres entläuft, die Emancipation des Weibes nach eigenem Gutdünken versucht und schließlich ohne jede Nöthigung Droschkenkutscher wird. Der ganze Fall zeigt augenfällig, daß es sich hier weniger um eine Natur voll böser Instincte, als vielmehr um ein Geschöpf handelt, dessen Herz vernachlässigt und verdorben und dessen Hirn verbildet wurde. Zur Erklärung solcher Erscheinungen genügt nicht mehr der Nachweis der individuellen Schuld, hier tritt schon die Gesellschaft mit einem Schuldantheil zu Tage, zumal der Fall der Ostrowljewa nicht vereinzelt dasteht, sondern in durchaus außer-nihilistischen Kreisen und in den verschiedensten Variationen seit einiger Zeit fortwährend wiederkehrt. Und wenn man selbst diesen Fall nicht sonderlich ernst nehmen möchte, so beweist doch der ganz unbegreifliche Freispruch der Geschworenen, wie krank das sociale und ethische Leben unseres Volkes ist. Solche Faustschläge dem alltäglichsten Rechtsgefühl in's Gesicht wiederholen sich progressiv seit einigen Jahren und zeigen, daß unsere Bauern und Bürger den angeborenen Sinn für die einfachste Unterscheidung des Guten vom Bösen, des Rechtes vom Unrecht vielfach eingebüßt haben. Als Wjera Sassulitsch trotz begangenen Mordversuchs freigesprochen wurde, applaudirten Hoch und Niedrig, besternte Staatswürdenträger und goldbetreßte Generale dem Wahrspruch der Geschworenen. Alles jubelte der russischen Charlotte Corday zu, die vor dem Gesetze doch nur eine zweifellose Attentäterin war; vereinzelte Warner in der Gesellschaft wie in der Presse wurden damals verhöhnt — und so brach man denn Bahn für die Zerstörung des allgemeinen Rechtsbewußtseins und ebnete die Wege für „russische Sittenbilder", von denen das so eben vorgeführte eines der marcantesten ist.

Stöcker über Du Bois-Reymond.

„Der Rector der Berliner Universität an der Spitze seiner Brüder," so lautete das Thema, welches sich der bekannte Berliner Hofprediger in einer Versammlung der christlich-sozialen Partei in Berlin gestellt hatte. Er hatte schweres Aergerniß daran genommen, daß Du Bois-Reymond am Gedächtnißtage Friedrich's des Großen in der Akademie einen Vortrag gehalten, welcher Darwin'sche Anschauungen verfolgt. Voller Mißmuth über den geringen Anklang, welchen seine großen Worte in der Volksvertretung gefunden, kehrte er zu seinen anspruchsloseren Anhängern zurück, die sich nicht wenig geschmeichelt fühlten, mit Herrn Stöcker zusammen über den Rector der Berliner Universität und über eine weitverbreitete wissenschaftliche Anschauung zu Gericht zu sitzen. Stöcker erhob folgende Anklagen gegen den Rector der Berliner Universität: Herr Du Bois-Reymond hat am Geburtstage Friedrich's des Großen die übliche Akademie-Rede gehalten, und zwar über den Darwinismus, und hat sich nicht gescheut, Zweierlei auszusprechen: 1) die christliche Weltanschauung über die Schöpfung des Menschen sei unhaltbar, und 2) Darwin habe dem Menschen den ihm gebührenden Platz an der Spitze seiner Brüder angewiesen. Es gehört ein gewisser moralischer Muth dazu, am Geburtstage des großen Königs, vor einer solchen Hörerschaft, in Gegenwart des Cultusministers eine solche Rede zu halten, in welcher man sich zu Darwin bekennt und den nacktesten Materialismus ausspricht. (Beifall.) Diese verrückte Idee, daß der Mensch vom Thiere abstamme, ist stark in der Decadence, und kein Gelehrter von Ruf wagt es mehr, sich offen dazu zu bekennen. Nur Herr Du Bois-Reymond wagt es, an einer solchen Stelle dem Menschen nach Darwin seinen Platz an der Seite seiner Brüder anzuweisen. (Sehr gut!) Wer sind seine Brüder? Sind es die Rectoren der Universitäten? Unter ihnen sind so viele christliche Männer, daß man ihn nicht an ihre Spitze stellen kann. Nun hat ja die Universität Greifswald unbegreiflicherweise sich das Glück verschafft, sich einen jüdischen Rector zu wählen. (Pfui!) Rufen Sie nicht pfui! Ich glaube, es war nur eine Unbesonnenheit und wird nicht wieder vorkommen! (Bravo!) Andernfalls müßte man Gesetze schaffen, um solche Ungereimtheiten zu verhindern. Aber ein von Christen gewählter jüdischer Rector, der sich still verhält und seines Amtes waltet — wie viel höher muß er stehen gegenüber einem Rector, der getaufter Jude ist